Sieben einzelne Hunderttronenscheine lagen sauber zusammengefaltet in der Klappe.

Sieben Scheine! Es fehlte nicht einer!

Söderstorm schien etwas aus dem Konzept gebracht zu sein. Jedenfalls hatte der Portier, der an der Treppe stand und zugesehen hatte, diesen Eindruck. Vielleicht war der Herr von Zimmer 22 auch nur stark nervös: er klappte plötzlich die Ledertasche zu, steckte sie in die Seitentasche seines Jacketts und sprang in großen Schritten die breite Hoteltreppe hinauf. Fast überstürzt verschwand er auf der zweiten Etage um die Korridorecke . . .

Als der Chef der Kriminalpolizei aus dem Hotel Konge af Norge heraustrat, war er eigentlich nicht viel klüger als zuvor.

(Fortsetzung folgt)

# Morgenrot

Skizze von Kurt Kühns.

In seinem Studierzimmer saß der Pfarrer Hermann Horn, ein jüngerer, stattlicher Mann, und sah auf die stille Dorfstraße hinaus, drüben auf seine Kirche, die sich mit dem schlanken Helm ihres Turmes im Dorfteich spiegelte, und die leicht verschneiten Gehöfte. Es war ein trüber Märztag; man schrieb das Jahr 1813.

Der Pfarrer wählte mit Bedacht aus seinem Pfeifenständer die längste Pfeife aus und öffnete den Tabakkasten. Doch — der war leer.

Die Tür ging auf, seine Frau trat ein; sie war hochgewachsen, blonde Flechten umrahmten ihr hübsches Gesicht, und ihre Wangen zeigten die frische Röte, wie die Landluft sie verleiht. „Es ist schrecklich, was der Haushalt jetzt kostet", sagte sie. „Die Kartoffeln nehmen so ab, daß kaum die Saatkartoffeln bleiben, und mit dem Roggen geht es nicht anders. Alles ist zu Ende."

„Alles ist zu Ende", wiederholte lachend der Pfarrer, „mein Tabak auch."

„Ach, Dein Tabak!" versetzte Frau Lina beinah ärgerlich. „Du tust immer, als ob die Dinge dieser Welt Dich nicht berühren. Es muß Dich aber berühren, wenn uns und unseren Kindern das Brot ausgeht. Ich sage Dir, es kann so nicht weiter gewirtschaftet werden. Alle Tage fremde Gäste im Haus, die wir verpflegen müssen! Was ist das jetzt für ein heimliches Marschieren im Lande?"

Hermann wurde ernst. Er zuckte die Achseln.

„Du weißt", erwiderte er, „General Yorck hat mit den Russen paktiert; in Ostpreußen regiert der Freiherr vom Stein im Namen des Zaren; unser König ist nach Breslau gegangen, und die Regimenter werden auf Kriegsfuß gesetzt."

„Gegen Bonaparte?" fragte Lina und faßte seine Hand.

„Wir hoffen es, wissen kann es keiner."

Lina schwieg einen Augenblick. „Es sind Listen aufgestellt für freiwillige Jägerkorps", sagte sie dann. „Viele haben sich eintragen lassen, darunter Männer in reifen Jahren, die Frau und Kinder verlassen wollen, wenn es losgeht, drüben Hollmann, Bärwald und andere. — Dich schützt doch Dein Beruf vor Kriegsdienst, nicht wahr?"

Hermann wandte sich ab. Auch er war in voriger Woche in Treuenbrietzen gewesen und hatte sich in die Stammrolle der Freiwilligen Jäger eintragen lassen. „Ich wüßte nicht, wie ein Beruf vor nationalen Pflichten schützen könnte", entgegnete er.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Tritte erklangen auf der Dorfstraße und machten vor dem Pfarrhofe halt. Hermann ging hinaus. Ein Trupp von etwa fünfzig Mann stand vor der Tür. Der Führer trat auf Hermann zu.

„Feldwebel Weiß", sagte er und legte die Hand an seine alte Soldatenmütze, er war im übrigen in bürgerlicher Kleidung wie die anderen auch. „Können wir hier Unterkunft finden? Es sind fünfzig Mann Krümper vom Infanterieregiment 20 in Wittenberg. Wir marschieren nach Schlesien zur Aufstellung eines Reserveregiments."

„Zwanzig Mann nehme ich auf", sagte Hermann. „Drüben Hollmann und dort der letzte Hof von Bärwald nehmen den Rest."

Hermann führte den Feldwebel in sein Haus. „Nun?" fragte er. „Gegen wen geht es?"

Der Feldwebel zuckte die Achseln. „Wir wissen es nicht" antwortete er. „Nur das wissen wir, daß alles Militär nach Schlesien zieht. Und die Provinz liegt außerhalb des Machtbereichs der Franzosen."

Die beiden drückten sich mit einem vielsagenden Lächeln die Hand. — Frau Lina setzte draußen in der Küche die Kartoffeln auf. Wieder ein halber Scheffel, der draufgeht, dachte sie seufzend. Aber es waren Soldaten, Landsleute. Konnte man sie hungern lassen?

Die Mannschaften, in der Scheune einquartiert, wurden zum Essen gerufen. In den Stuben war nicht genug Platz, sie aßen in der Küche, auf dem Flur, in der Milchkammer ihre Kartoffeln mit Leinöl. Das war damals das übliche Gericht bei Armen wie Reichen.

Räder knarrten die sandige Dorfstraße herab und hielten vor der Pfarre. Wieder ging Hermann hinaus: ein Leiterwagen stand vor der Tür, junge, frische Gestalten sprangen herunter, bunte Studentenmützen leuchteten durch die einbrechende Dunkelheit.

„Wo wollt Ihr denn hin, meine jungen Herren?" fragte Hermann.

„Wir? Nach Breslau, zum Sammelplatz der Freiwilligen Jäger", antwortete ein älterer Student mit Schmissen auf der Wange. „Wir fahren hier hinten über die Dörfer. Auf der großen Poststraße lauert die französische Gendarmerie. Könnten wir vielleicht hier über Nacht bleiben?"

„Jawohl! Es sind schon mehr da", lachte Hermann und ließ die neuen Gäste eintreten.

Es wurde ein netter Abend trotz des kümmerlichen Abendessens. Jugendmut und Jugendlaune drängten die Not der Zeit an die Seite. Ein Student schlug die Laute; man sang die neuesten Lieder von Arndt, von Eichendorff und Körner.

Da klirrten Säbel und Sporen. Die Tür flog auf: Eine französische Gendarmeriepatrouille stand auf der Schwelle. Dunkle Augen blitzten unter den Tschakos, die blanken Knöpfe spiegelten den Schein der kleinen Oellampe auf dem Tisch. „Was ist hier los?" radebrechte der Sergeant. „Versammlungen son interdites!"

Niemand antwortete. Nur mit drohenden Mienen drängten die deutschen Krümper näher, die Fäuste geballt.

Die Franzosen, umringt, sahen, daß sie den kürzeren ziehen würden. „Bon soir, messieurs", sagte der Sergeant ziemlich unvermittelt, und die Gendarmen zogen sich zurück. Gelächter scholl hinter ihnen her.

„Wir werden uns bald anderwärts sprechen!" drohte der Feldwebel und schlug mit der Faust auf den Tisch. —

Morgens um drei Uhr passierte die Nachtpost aus Berlin das Städtchen Treuenbrietzen. Der Landbriefträger brachte dann die Briefe und Zeitungen nach Schlalach. Heute eilte er durch die Heide, so schnell ihn seine Füße trugen.

Im Pfarrhof verzehrte eben die Einquartierung ihre Morgensuppe, als der Postbote eintrat.

„Herr Pfarrer!" rief er. „Wir haben den Krieg erklärt — an den Napolium. Hier ist die Zeitung!"

Mit zitternden Händen ergriff Hermann das Zeitungsblatt. „An mein Volk!" stand im Fettdruck auf der ersten Seite. Hermann las mit starker Stimme die feierlichen Worte des Aufrufs. Und feierliche Stille — wie stets in den großen Augenblicken einer Schicksalswende — lag auf all den vor Begeisterung glühenden Gesichtern der altgedienten Mannschaften und der jungen Freiwilligen. Jeder eilte, sein Bündel zu schnüren.

Frau Lina trat zu ihrem Mann, der mit sich kämpfte, wie er ihr das Schwere beibringen sollte. „Und Du, Hermann?" fragte sie.

„Lina", sagte er, „verzeih mir, aber ich konnte nicht anders. Ich bin auch bei den Freiwilligen Jägern eingeschrieben."

„Ich habe das nicht anders erwartet", erwiderte sie leise. Sie warf sich an seine Brust, ein langer Kuß — das war der Abschied... Die Krümper und Freiwilligen rückten ab, Hermann mit ihnen.

Sie sangen: „Morgenrot! Morgenrot!" Und das Morgenrot, das eben flammend um dunkle Wolkenränder zuckte, war auch über dem deutschen Volke aufgegangen.

gefesselt und geknebelt.


# Warburger Warte

**Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt**

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes






**Nr. 29** **11. April 1931** **6. Jahrgang**


## Weißer Sonntag.

Schneeweiß brechen tausend und nochmal tausend von Blüten an den Bäumen auf, so um die junge Zeit, wenn der Frühling noch mit unverdorben blanken Augen und sonnengewärmt in seinen Kinderschuhen läuft. Der Frühling feiert blütenweißen Feiertag, ewigen Kindersonntag. Und weiß wie Hostien brechen Kinderherzen auf, wenn der Frühling seine Kränze fertig hat zum großen Wundertag des Kindes, wenn aller Alltag und Schule und Spiel verschwinden vor dem weißen Feiertag, der, seit Monaten ersehnt, von den Eltern mit Hoffen erbetet, von der Natur mit Blumen begleitet, aus der Gläubigkeit der Jahrhunderte geboren, dem Kinde das erste Erschauern ereignisnaher Seelen bringen wird.

Kindliche Augen werden Mysterien. Kindliche Glückseligkeit macht die Großen klug und ernst. hostienweiß blühende Kinderherzen tragen geheimnisvoll schwere Versprechung von fruchtreicher Zukunft. Kinderköpfchen, die geneigt zum Altare gehen, bringen zitterndes Ahnen von Unendlichkeit; selig geneigte Kinderköpfchen halten der Welt den Atem an und zwingen zum Lauschen auf das neue Werden. In diesen Kinderköpfchen steckt ein Ahnen, das größer ist, als alles Wissen der Weisen der Welt. Dieses Ahnen ist Glückseligkeit, die nur einmal im Leben so hell jauchzt, ohne Lachen, ohne laute Kinderfröhlichkeit, Glücksahnen, Ahnungslosigkeit, unbewußte Bewußtheit des von Posaunen getragenen „Dein König kommt!" Würde ein Großer erfassen, was ein Kind an diesem weißen Tage begreift, er stürbe an diesem Posaunenton „Dein König kommt".

An solchen Kinderfrühlingsblüten erhebt sich die Welt. Wenn der Bäume Frühlingsblühen der Welt den weißen Feiertag bereitet, dann geht ein Glauben durch die Herzen. Wenn Kinderherzen Weißen Sonntag feiern, dann hält die Welt den Atem an.

Und wenn der Blütenregen fällt, wenn die Bäume zu froher Arbeit sich recken, dann liegt im Herzen dieser Blüten schon die goldschwere Frucht des Herbstes wohlverwahrt. Aber der Frühling, hat er einmal die Kinderschuhe verlassen, wird oft ungebärdig, und dann fallen im Sturme auch fruchtversprechende Blütenseelen. Rudolf Predeek.

# Mord in Klampenborg

*Kriminalroman*

*von Hermann Reinecke*

Urheberrechtsschutz Bimag, Berlin SW 19, 1929

10. Forts.

Es war Helga Lindbjerg.

Der Portier entsann sich nicht, sie vorher an der Pförtnerzelle gesehen zu haben. Er hatte sie auch nicht die Treppe hinunterkommen hören. Helga stand vor dem großen Spiegel im Korridor und schien ihr Haar zu ordnen. Sie war nicht ausgehfertig angezogen und der Portier nahm daher an, daß sie im Speisesaal Kaffee trinken wolle.

Als der Pförtner die Zelle betrat, sah er einen Brief auf dem kleinen Schreibtisch liegen. Er nahm ihn in die Hand, um die Aufschrift zu lesen.

Da hörte er die Stimme der Schwedin.

„Lassen Sie doch bitte heute vormittag diesen Brief besorgen!"

Der Portier nickte und läutete nach einem Boten. Helga schob ihm ein Dreikronenstück auf den Tisch.

„Es eilt sehr!" bemerkte sie.

Einige Minuten später kam der Boy die Treppe hinunter. Er zog sein Fahrrad aus der Nische, nahm den Brief der Schwedin in Empfang, wickelte sich in eine Ölhaut und verschwand schnell auf die Straße.

Helga Lindbjerg war im Begriff, die Flügeltür zum Speisesaal zu öffnen.

„Was ich noch sagen wollte," begann sie zögernd, „kennen Sie den Herrn, der soeben hier war?"

Der Portier verneinte. Er hatte den Fremden noch nie gesehen und wußte auch nicht, wer er war. Er berichtete aber, daß der Herr wahrscheinlich ein Geschäftsfreund des Herrn Söderstorm sei und sich mit ihm am Nachmittag in der Stadt treffen wolle.

Die Schwedin dankte mit einem freundlichen Kopfnicken und verschwand durch die Flügeltür im Speisesaal, der sich inzwischen noch mehr gefüllt hatte. Lachen und lebhaftes Plaudern scholl durch das Restaurant.

Helga Lindbjerg machte es sich in der hintersten Nische bequem, bestellte das Frühstück und vertiefte sich sodann in die Morgenzeitungen . . .

Die meisten Beamten der Kriminalpolizei hatten sich zum Mittagessen begeben. Gähnende Leere füllte das Polizeipräsidium in der Möllergade und die wenigen Beamten, die zur Mittagswacht kommandiert waren, saßen im Unterhaltungszimmer und spielten Karten. Die Luft im Zimmer war rauchgeschwängert und verbraucht. Jedesmal, wenn der diensthabende Beamte an der schweren eisernen Tür des Untersuchungsgefängnisses am Konversationszimmer der Kriminalbeamten vorbeipatrouillierte vernahm er die stürmischen Reden und Gegenreden beim Kartenspiel. Es war ein langweiliger Tag, die Kriminalpolizei hatte in den letzten Tagen verdammt wenig zu tun gehabt. Seit Jeppe Madsen, der berüchtigte Ein- und Ausbrecherkönig, vor einer Woche auf dem Westbahnhof gestellt und nach einer wilden Flucht durch die ganze Stadt, die mehrere Stunden dauerte, durch zwei wohlgezielte Treffer von einem Hausdach der Skippergade aus abgeschossen worden war, hatte Ruhe im Polizeipräsidium geherrscht. Madsens Spießgesellen saßen sämtlich hinter Schloß und Riegel, neue Aufregungen standen anscheinend nicht bevor.

Der Chef der Kriminalpolizei befand sich auf seinem Dienstzimmer und verzehrte seine Butterbrote. Er pflegte nie zum Mittagessen zu gehen, fuhr dafür aber schon nachmittags um vier Uhr vom Dienst nach Hause. Harald Kjöge war ein Mann in den Fünfzig, mit leicht ergrautem Haar an den Seiten, körperlich jedoch erstaunlich elastisch. Kjöge war seit mehr als zwanzig Jahren verheiratet und bewohnte eine mittelgroße Villa in einem Vorort Oslos, der mit dem Auto innerhalb einer Viertelstunde bequem zu erreichen war. Vor wenigen Jahren hatte Kjöge sein 25jähriges Dienstjubiläum gefeiert und die Presse hatte bei dieser Gelegenheit berichtet, daß der Chef der Kriminalpolizei außerordentliches Ansehen beim Justizminister genösse. Tatsächlich war von seiten des Ministeriums des Innern mehrfach erwogen worden, das schwierige und verantwortungsvolle Amt des obersten Leiters der Kriminalpolizei einer jüngeren Kraft anzuvertrauen, aber auf den Einspruch des Justizministers hin wurde schließlich immer wieder der bisherige Zustand belassen.

Harald Kjöge sprang auf, warf die Umhüllung seines Frühstücks in den Papierkorb und setzte eine Verdauungszigarre in Brand. Sein Zimmer lag mit der Front nach einer Seitenstraße, und wenn er an die breiten Fenster trat, sah er unter sich, schräg gegenüber, das Druckerei- und Verlagsgebäude einer vielgelesenen Tageszeitung. Den ganzen Tag hindurch stauten sich Passanten vor den Schaufenstern, um die ausgehängten Telegramme zu lesen. Schwere, zeitungsbeladene Lastautos verließen den engen Torweg, Radfahrer sausten um die Ecken, Eilboten gingen ein und aus, und jeden Nachmittag gegen zwei Uhr ratterte ein schweres Motorrad in den Hof: der Depeschenbote, der die neuesten Telegramme der offiziösen Nachrichtenagentur zur Redaktion beförderte.

Kjöge spazierte im Zimmer auf und ab und rekapitulierte noch einmal den Fall Jeppe Madsen. Er betrachtete die Affäre von allen Seiten und kam wieder zu dem Schluß, den er schon seit Tagen verfocht, daß nämlich die Polizei in jeder Beziehung richtig vorgegangen war. Wenn der Verbrecher bei diesem unheimlichen Spiel sein Leben geopfert hatte, so war das jedenfalls nicht Schuld der Polizeibehörde. Man kann schließlich einen der gefährlichsten Banditen Norwegens nicht jahrelang ein- und ausbrechen lassen, ohne die Waffe gegen ihn zu erheben.

Der Chef zog die Taschenuhr. Zwei Uhr! Da mußte die Mehrzahl der Beamten allmählich zum Dienst zurückkehren. Kjöge hatte sich einen im „Dagbladet" geschilderten Vorfall rot angestrichen und schickte sich an, zur Abteilung II B hinüberzugehen. II B wurde von dem allgemein als tüchtig geschilderten Ressortleiter Niels Hoyer verwaltet, einem etwa dreißigjährigen Manne, der mit 26 Jahren als gewöhnlicher Aushilfsschreiber in den Dienst der Osloer Kriminalpolizei getreten war und innerhalb weniger Jahre eine beispiellose und von vielen Kollegen beneidete Karriere erlebt hatte.

Das Telephon klingelte.

Der Chef ging zum Tischapparat und meldete sich.

Es war II B.

„Hallo!" rief Kjöge, „ich wollte sowieso zu Ihnen hinüberkommen und mit Ihnen reden. Was gibt's denn?"

Eine tiefe Baßstimme antwortete. Es war Niels Hoyer selbst, der soeben vom Mittagstisch in der Nachbarschaft zurückgekommen war. Hoyer sprach langsam und deutlich, aber in auffallend knappen Redewendungen. Manchmal stieß er nur ein dumpfes Grunzen aus und aus diesem Grunde hatte man ihn in Kollegenkreisen den „Seeelefanten" getauft. Seine Figur mochte im übrigen zu diesem Spitznamen passen.

Er berichtete dem Chef von einem Überfall oder vielmehr einer wüsten Schlägerei, die um die Mittagszeit am Hafen stattgefunden hatte. Ein junger Mann, der in der letzten Nacht mit dem D-Zug aus Dänemark zugereist war, war am Kai von zwei halbwüchsigen Burschen angerempelt worden. Als er sich umwendete und ihnen etwas zurief, fielen sie über ihn her und schlugen sinnlos auf ihn ein. Einer von den Strolchen pfiff und sofort stürzten vier, fünf andere Burschen herbei und fielen gleichfalls über den am Boden liegenden Mann her. Es entspann sich ein wüster Kampf. Der Fremde wehrte sich wie ein Löwe und schug einem der Burschen vier Zähne aus. Ein anderer wurde durch einen Knock-out in das Fischbassin befördert und klitschnaß von den inzwischen herbeigeeilten Schutzleuten an Land gezogen. Einem dritten hatte der Fremde durch einen schweren Hieb das Nasenbein zertrümmert und der vierte fuhr heulend mit den Händen auf seinem verwundeten Schienbein hin und her, das der Fremde mit wohlgezieltem Fußstoß zu treffen gewußt hatte. Beim Anblick der Schutzleute flüchteten die Strolche in Richtung auf den Westbahnhof und waren rasch verschwunden. Die Schutzleute halfen dem Überfallenen auf die Beine. Da er allerhand Kratzwunden davongetragen hatte, wurde er auf der Hafennunfallstation eingeliefert. Am Ort der Schlägerei wurden zwei finnische Dolche gefunden, mit verziertem Griff, jedoch ohne die übliche Lederscheide. Anscheinend war die Schlägerei also mit Absicht herbeigeführt worden, aus welchem Grunde aber, war bisher nicht zu ermitteln. Der Überfallene hatte zu Protokoll gegeben, daß er keine Feinde in der Stadt habe. Es fehlt also jeder Anhaltspunkt zur Aufklärung der mysteriösen Angelegenheit.

Hoyer hatte seinen Bericht beendet.

Der Chef fragte: „Wie heißt der Mann?"

„Knud Jeppesen!" lautete die Antwort.

„Wie alt?"

„Sein Alter wird im Paß mit 22 Jahren angegeben!"

„Gut. Was ist der Mann von Beruf?"

„Reporter an einer Kopenhagener Tageszeitung!"

„Ah!" entfuhr es dem Chef der Kriminalpolizei. Dann fuhr er fort: „Das ist ja eine höchst merkwürdige Angelegenheit, lieber Hoyer!"

Der Angeredete lachte kurz auf. „Sie wird noch viel interessanter, Herr Direktor!"

Kjöge war neugierig geworden. „Wieso?"

Hoyer schwieg einen Moment. Dann sagte er:

„Der Überfallene trägt eine Empfehlung bei sich an eine hochgestellte Person in der Stadt."

Kjöge erwiderte trocken: „So!"

„Sind Sie nicht neugierig?" lachte Hoyer.

„Nein, mein Lieber," erwiderte der Chef, der sich vor drei Jahren mit Hoyer angefreundet hatte und in diesem Untergebenen eine seiner treuesten Stütze erblickte. „Ich kenne Ihre Späße zur Genüge! Wenn Sie mich auf die Folter spannen wollen, haben Sie sich verrechnet."

„Wissen Sie, Herr Direktor, für wen die Empfehlung bestimmt ist?" fragte Hoyer.

Unbewußt hob Kjöge am Telephon die Schultern. „Keine Ahnung!"

„Für Sie!"

„Ach nein!" Der Chef ließ erstaunt den Hörer sinken Dann fragte er:

„Liegt der Mann im Krankenhause?"

„Nein. Man hat ihn ins Hotel Konge af Norge transportiert, wo er Wohnung genommen hat. Wie ich höre, ist er fieberfrei und wieder ziemlich auf dem Damm, wie man so sagt."

Kjöge überlegte.

„Hören Sie, Hoyer," rief er dann, „Sie könnten mich heute nachmittag vertreten. Ich hätte Lust, mir den Burschen etwas näher anzusehen. Von wem stammt übrigens die Empfehlung?"

„Von Jasper Steen!" erwiderte der Mann am anderen Ende.

„Ja so!" sagte der Chef wie in Gedanken vor sich hin. Dann bedankte er sich und gab Hoyer alle notwendigen Instruktionen hinsichtlich der Vertretung. Viel Arbeit sei kaum zu erwarten, lediglich ein halbes Dutzend Unterschriften harrten der Erledigung. Den rot angestrichenen Artikel im „Dagbladet" könne er unbearbeitet lassen.

Harald Kjöge schlüpfte in seinen Überzieher und verließ kurz danach das Polizeihauptgebäude durch einen Seitenausgang. Die Sonne war durch die Wolken gebrochen und es hatte zu regnen aufgehört. Kjöge beschloß, den Weg zum Hotel zu Fuß zurückzulegen. Einer Zeitungsfrau an der Marktecke kaufte er im Vorbeigehen „Aftenposten" ab, die soeben herausgekommen war und noch frisch nach Druckerschwärze duftete. Nachdem er den Inhalt rasch überflogen hatte, steckte er die Zeitung in die Manteltasche und schritt forsch dem Hotel zu.

Die eigentliche Mittagszeit war längst vorüber und der Oberkellner hatte nicht mehr damit gerechnet, daß der Gast von Zimmer Nr. 22 noch zum Essen erscheinen würde. Die Kellner begannen bereits die Tische abzuräumen und für den Nachmittagstee zu decken, als der Sekretär im Speisesaal erschien und an einem Tische beim Fenster Platz nahm. Der Saal war um diese Zeit fast leer.

Söderstorm rührte seine Suppe um und als er aufblickte, gewahrte er die Schwedin, die offenbar gleichfalls verspätet zum Mittagessen hinuntergekommen war.

Söderstorm verbeugte sich und lud Helga Lindbjerg ein, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Die Schwedin dankte und ließ sich ihm gegenüber auf der Plüschbank nieder.

Ehe das Essen aufgetragen wurde, blätterte Helga zerstreut in einem Stoß illustrierter Zeitschriften und fand, daß Herr Söderstorm heute alles andere als gut gelaunt erschien. Kragen und Krawatte saßen nicht so sorgfältig wie sonst. Nach den Spuren zu urteilen, mußte er heute vormittag tüchtig im Staub und Schmutz unterwegs gewesen sein.

Der Sekretär ließ einige Worte über das Wetter fallen, sah gedankenvoll aus dem Fenster. Helga erzählte einiges über die gestrige Galavorstellung im Nationaltheater und lobte Johanne Dybwad, die sie für die bedeutendste nordische Schauspielerin hielt. Etwas Unfaßbares, Unnennbares lag zwischen ihnen. War es Langeweile? Oder war es eine Spannung, die heraufzog? War es gar Mißtrauen?

Die Schwedin warf häufig einen forschenden Blick auf Söderstorm, aber der ließ sich beim Essen nicht stören und schaute nur hin und wieder auf die Karl-Johans-Gade hinaus.

Helga blickte anscheinend interessiert auf das Bild einer amerikanischen Meisterschwimmerin.

„Waren Sie heute vormittag spazieren?"

Söderstorm warf ihr einen Blick zu. „Bei dem Wetter?"

Die Schwedin dachte an seine Stiefel. Aber sie sagte nichts.

Söderstorm strahlte heute eine eisige Atmosphäre aus. Was er sagte, klang völlig teilnahmlos. Während er sonst nach dem Essen Helga zu fragen pflegte, ob er rauchen dürfe, zog er heute ohne weiteres sein Etui heraus und zündete sich eine Zigarette an. Der ziemlich heftig ausgestoßene Rauch legte von der Stimmung des Rauchers Zeugnis ab. Söderstorm tippte auf die Zigarette und ließ die Asche auf den Fußboden fallen, obwohl Aschenbecher auf dem Tisch standen.

Helga Lindbjerg erzählte, daß sie heute nachmittag mit Bekannten einen Autoausflug machen wolle.

„So," bemerkte Söderstorm und schaute aus dem Fenster.

Hin und wieder sah er die Schwedin von der Seite an und schien über etwas nachzudenken. Helga glaubte, daß er ein paarmal den Mund öffnen wollte. Aber er blieb still.

„Haben Sie eigentlich Ihre hiesigen Verwandten schon besucht?" fragte die Schwedin und blickte dem Sekretär in die Augen.

Einen Moment lang glomm ein verdächtiger Funke in Söderstorms Auge auf.

„Noch nicht!" war alles, was er zu der Frage bemerkte.

Auf dem Korridor klingelte es.

Der Oberkellner begab sich hinaus und gleich darauf kehrte er zurück und steuerte auf den Tisch zu, an dem Söderstorm mit der Schwedin Platz genommen hatte.

„Verzeihung, wenn ich störe," bemerkte der Ober und verbeugte sich, „draußen beim Portier ist für den Herrn ein Päckchen abgegeben worden! Soll ich es aufs Zimmer bringen lassen?"

Söderstorm dankte. „Ich hole es mir selbst!" sagte er, erhob sich und ging hinaus auf den Korridor.

Als er draußen war, stand der Pförtner vor der Tür seiner Zelle und hielt ihm das Paket entgegen. Söderstorm nahm es in die Hand. Es wog nicht schwer, war in graues, steifes Packpapier gewickelt und auf der Rückseite mit zwei großen roten Siegeln versehen.

„Wer hat es abgegeben?" fragte der Sekretär.

„Ein Bote!" erwiderte der Portier. „Ich fragte ihn, ob er Sie sprechen wolle, aber er kehrte sofort wieder um und sagte, er solle nur das Paket für den Herrn abgeben."

Söderstorm betrachtete nachdenklich das mysteriöse Päckchen mit den geheimnisvollen roten Siegeln und wendete es in der Hand hin und her. Ein Absender war nicht angegeben. Ebenso fehlte eine Aufschrift.

Mit einem Ruck riß der Sekretär die Siegel auf und schleuderte das Papier weg.

Was zum Vorschein kam, war seine Brieftasche!

Söderstorm starrte einen Augenblick verdutzt auf die Ledertasche. Dann schlug er sie auf.

Es war dieselbe, die man ihm gestern nacht gestohlen hatte. Söderstorm blätterte den Inhalt durch. Alles stimmte. Sein Paß lag in der Seitenklappe mit dem kleinen Lederverschluß. In der Mitte befanden sich zwei Familienphotographien, die ebenfalls nicht beschädigt waren. Das größte Erstaunen bemächtigte sich des Sekretärs, als er zum Schluß mit den Fingern in die hinterste Seitenklappe fuhr.